



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

JÖRG-UWE ALBIG

DAS STOCKHOLM-
SYNDROM UND
DER SADOMASO-
CHISTISCHE
GEIST DES
KAPITALISMUS

ROMAN

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER & RASP Kommunikation GmbH, München

Unter Verwendung eines Fotos von © gettyimages

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98416-3

Und vielleicht waren sie sich darüber klar,
dass sie, wenn sie das Gefängnis schlecht ertrugen,
es auch schlecht ertragen würden, daraus entlassen zu werden,
weil sie sich schuldig fühlten.

PAULINE RÉAGE
RÜCKKEHR NACH ROISSY

Touristenfalle, brummte Herr Klein. Er war so schlecht gelaunt, dass ich mich schämte, erst für ihn und dann für mich. Er hätte die *Schwindmühle* in Trainach vorgezogen, zehn Kilometer entfernt, doch der Personalchef hatte gemahnt, von den Kosten her zu denken.

Das *Hotel Forsthaus* lag sechs Kilometer oberhalb von Bruckenschwang; ein dröhnender Bach und eine steile Auffahrt trennten uns vom Dorf. Während Herr Klein den Serviceplan durchging und telefonisch mit den Leihkräften von *Reinboth Professionals* die Modalitäten für das Housekeeping absprach, streifte ich durch den Ort. Ich starrte in die Schaufenster der Skigeschäfte. Ich stellte mir vor, ich könnte Ski laufen, braun gebrannt ins Tal gleiten, schneller als alle prüfenden Blicke. Dann lief ich keuchend, aber mit wachsender Geschwindigkeit, drei Kilometer den Wanderweg Nummer vier Richtung Schirfhorn hinauf. Ich atmete erst durch, als ich auf der Alm stand und das Dorf von oben sah.

Abends saß ich vor dem Zimmerfernseher. Die Abendschau des Bayerischen Rundfunks brachte einen Bericht über den Eröffnungsabend der *Art Alpin*. Ich hörte Ausschnitte der Auftaktrede des Regierungsrats für Erziehung, Kultur und Umweltschutz, sah das Interview mit dem Galeristen Franz Rottenegger, dem Mastermind der Messe. Mit

Sonnenbrille, lachsfarbenem, um Mund und Kinn geschlungenem Chiffonschal saß ich vor dem Gerät, trank eine kostbare Limonade aus der Minibar und klatschte großzügig. Ich genoss das Gefühl, dass es auf meinen Beifall nicht ankam.

Halb wartete ich darauf, dass Sendmühl im Bild erschiene. Natürlich erschien er nicht. Natürlich war er schon bei der Preview gewesen, beim Vorglühen für den ausgewählten Kreis. Ich folgte der Kamera zur Koje von Zoigl Contemporary, bestaunte eine Installation aus Ballonseide, Ölskulpturen und einer armamputierten Gipsfigur aus dem Gartenbaumarkt, schaltete auf einen Musikkanal um und den Ton stumm.

Das lautlose Wirbeln der tanzenden Körper machte mich müde. In dieser Nacht schlief ich so gut, dass ich am nächsten Morgen das Gefühl nicht loswurde, etwas vergessen zu haben.

Am Morgen war der Himmel weiß. Er sah aus wie ausgewaschener Stoff, Menschen und Dinge wie ausgeschnitten und auf einen neutralen Hintergrund geklebt. Ich war froh, dass das Weiß mein Gefühl für den Ort auslöschte. Dieser Ort konnte irgendwo sein. Er fühlte sich an wie ein Alibi.

Auf dem Weg zur Hütte, einer der *Reinboth*-Männer saß am Steuer des Jeeps, fühlte ich mich wieder verantwortlich für das Gespräch. Herr Klein starrte nur heldisch aus dem Seitenfenster, als wollte er die Landschaft bewundern oder bezwingen. Er sah aus, als wäre für ihn jeder Eröffnungssatz das Eingeständnis einer Niederlage gewesen.

Ich gab der Reise die Schuld für sein Schweigen. Dass Herr Klein nicht gern verreiste, hatte ich von Anfang an geahnt. Sein Kleidungsstil, seine unerschütterlich cognacfar-

benen Budapester, seine konsequent beigefarbenen Slacks, seine entschieden hellblauen Hemden, seine Brille, randlos bis zur Unsichtbarkeit, zeigten sein Misstrauen gegen alles, was sich veränderte. Der Weg führte jetzt steil bergauf.

Der *Reinboth*-Mann, der uns fuhr, trug eine schwarz-rot-karierte Holzfällerjacke. Herr, begann ich und sah ihn auffordernd an. Bachmayr, ergänzte der Mann fast enttäuscht. Bachmayr, wiederholte ich und fragte ihn nach seinem Sternzeichen. Als er *Fisch* sagte und dann weiter schwieg, konnte ich nur noch nicken.

Wie gefällt es Ihnen denn so da oben auf der Location, fragte ich dann. Lässt sich dort arbeiten.

Schon, sagte Bachmayr.

Unbehaglich sah ich aus dem Fenster. Endlich fand auch Herr Klein Worte. Er sprach über das Haus im Schlickinger Moos, ein Fundstück seiner Frau. Die Frau war Steuerberaterin, mit einem Händchen für Immobilien. Man bleibt ja nicht ewig vierzig, sagte Herr Klein, während der Jeep den Forstweg verließ und einer schlammigen Schneise durch den Wald folgte. Und meine Frau, sagte Herr Klein in fast menschlichem Ton, träumt schon seit Jahren von einem Stall voller Hühner.

Auf dem Handy zeigte er mir ein Bild seiner Frau. Sie hatte selbst etwas von einem Huhn; den kleinen Kopf, den spitzen Mund, der direkt in den Hals überging. Wovon sie träumte, war nicht zu erkennen. Aber es musste ein Traum sein, der in Bodenhaltung ablief.

Es gibt ein großes Zimmer mit Nordlicht da draußen, ergänzte Herr Klein. Vielleicht komm ich dort endlich mal zu meinen Aquarellen.

Der Servicemanager sah mich an, als erwarte er ein Kompliment. Enttäuscht schaute er dann wieder in den Wald,

auf die Stämme. Immer enger drängten sie sich aneinander, und Herr Klein zog den Kopf ein.



Als ich zum ersten Mal bei *Human Solutions* vorsprach, in Glimpflingen, eine gute Autostunde von Stuttgart entfernt, wusste ich nichts über die Firma. Ihr Online-Auftritt bestand aus nichts als dem blau-weißen Logo: die Initialen in Dauerrotation, das H, freundlich wie ein Mann in Latzhose, das neugierig fragende S. Ich fand keinen Link zur Produktpalette, keine Stellenangebote, keine Firmengeschichte, kein Wir über uns. Ich fand keine Erklärung der Mission, der Vision, der Werte. Die Seite war eine einzige Absage an das Internet, an die moderne Kommunikation.

Ich kannte die Fortschrittsskepsis dieser mittelständischen Betriebe. Ich kannte ihren Stolz auf die Tradition. Aber es war mir ohnehin egal. Für meine Arbeit war es ohne Belang, ob ein Betrieb Ölfässer reinigte oder Backteiglinge herstellte oder Finanzprodukte, die ich nicht verstand. Auch das Leben selbst kümmerte sich ja nicht darum, ob es durch einen Schornsteinfeger floss oder den Präsidenten der Ärztekammer, und ich hütete mich, allzu aufdringlich nachzufragen.

Ich kannte den Stolz der *hidden champions* auf ihre bequeme Randlage. Je kleiner die Öffentlichkeit, desto größer das Ansehen in der Branche. Das Versteck in der Nische sahen sie als Wettbewerbsvorteil, und ich wusste ja selbst, wie wichtig eine Nische war, in die niemand hineinschauen konnte.

Ich passierte die klobige Kirche, den fachwerkumkränzten Marktplatz, sprachlose Fünfziger-Jahre-Häuser mit Sat-

teldächern und winzigen Fenstern, ein Bürgerhaus und eine Sidol-Tankstelle. Der Betrieb lag in einem *Businesspark* am Ortsrand, jenseits der Umgehungsstraße, zwischen Mais- und Sonnenblumenfeldern, Streuobstwiesen und einem Fußballplatz. Über den Flachdächern stieg die grüne Tribüne der Weinberge an, gesäumt von einem Schopf aus Wald.

Ich durchquerte den *Businesspark*, fuhr an fünf- bis sechsstöckigen Betonquadern mit horizontalen Fensterstreifen vorbei. Hinter den Fenstern standen niedrige Topfpflanzen, einmal auch eine rote Gießkanne. Ich sah eine Cafeteria mit Panoramafenstern, davor einen scharfkantigen Teich mit Schilf und Seerosen und einem Holzsteg, der auf eine kiesüberhäufte Insel führte. Junge Linden säumten die Wege, bewacht von kaum älteren Ahornbäumen. Es gab die üblichen Schilder, Straße A bis Straße E, *Achtung Videoüberwachung* und *Betreten auf eigene Gefahr*.

Wie in allen diesen *Parks* fand die Arbeit unsichtbar statt. Deutlich war allein die Ruhe der Anlage, die Leere zwischen den Gebäuden. Nur von Zeit zu Zeit fuhr irgendwo ein FedEx-Lieferwagen vor, tauchte irgendwo ein kleiner Mensch auf, stand rauchend vor einer Drehtür oder schnürte geduckt und hastig über einen Parkplatz. Zwei Männer strebten, mit einer Armlänge Abstand, an mir vorbei auf die Kantine zu; einer lachte, es klang wie eine Espressomaschine.

Es gab nichts zu sehen. Nicht einmal die Vögel aus den umliegenden Feldern ließen sich auf diesen Straßen blicken. Ich sah nackte Fassaden mit heruntergelassenen Rollläden, die das spärliche Sonnenlicht von den Bildschirmen abhalten sollten, und ich dachte an die Körper hinter diesen Fassaden, zwischen diesen Hydrokulturen, den Töpfen mit Bogenhanf und Efeutute und Röhrchen für die Feuchtigkeitsanzeige, den Wasserspendern, Getränkeautomaten und

Kaffeemaschinen, ihren verzweifelten Rufen: *Bitte entkalken! Bitte entkalken!* An die Körper, beobachtet von ihren Displays, aufgelöst in Pixel, die sich jederzeit neu zusammensetzen ließen.

Ich war zehn Minuten zu früh dran, saß noch lange im Auto und starrte durch die Frontscheibe. Und ich dachte Gedanken, die wie Wolken schnell in weiche Fetzen zerrissen, auseinandergetrieben vom Wind, gehoben von thermischen Strömungen.

Human Solutions fand ich in Haus 18, zwischen *Schill Memometrics* und *Kryonic Konsult*. Frau Perger ist hier, sagte die Assistentin ins Telefon und nickte. Dann wandte sie sich wieder mir zu: Frau Seggle ist sofort bei Ihnen.

Was mir an Sabine Seggle zuerst auffiel, war ihr Laufschrift. Es war kein Gang, sondern ein Galopp, eine Art Hüpfen mit starkem Beckeneinsatz. Eine Mischung aus Kindlichkeit und Unerbittlichkeit lag darin, die sie gleichzeitig nutzen und vergessen zu wollen schien. Vielleicht lag es an diesem Laufschrift, dass ich sie am Anfang unterschätzte, vielleicht aber auch nur an dem ehrwürdigen Faxgerät, das auf einem Rollschrank hinter dem Empfangstresen thronte wie auf einem Altar.

Frau Perger, sagte sie. Ich grüße Sie. Mit ausgestreckter Hand kam sie auf mich zu, führte mich in ihr Büro und ließ mich dort stehen, unter den Dämmplatten an der Decke, im Licht der Neonkacheln. Sie selbst setzte sich auf den Drehstuhl, ordnete liebevoll drei Dokumente auf ihrem Schreibtisch, legte das unterste nach oben und das nun mittlere ganz nach unten. Dann schaute sie zu mir auf.

Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt, sagte Frau Seggle. Sind Sie jetzt enttäuscht, fragte ich flau.

Ganz und gar nicht, antwortete Frau Seggle und setzte ein Strahlen auf, das ich noch fürchten lernen sollte. Ich habe nur Angst gehabt, da kommt so eine Schönheit, die nichts kann als gut aussehen.

Machen Sie Ihren Mitarbeitern auch solche Komplimente, wollte ich zurückgeben. Dann sollten Sie sofort damit aufhören.

Aber ich sagte nur: Dann kanns ja losgehen.

In dieser knappen Stunde in Sabine Seggles Büro erfuhr ich so gut wie nichts. Wie viele Menschen arbeiten bei Ihnen, fragte ich, und mit einem Grinsen sagte sie: fünfzig Prozent. Ihren Andeutungen konnte ich nicht einmal entnehmen, womit die Firma ihr Geld verdiente. Sagen wir so, sagte Frau Seggle. Wir vertreiben Waren mit hohem Servicebedarf. Wir beackern eine Nische, ergänzte sie, zugegeben. Aber in dieser Nische sind wir ganz weit vorn.

Was den eigentlichen Zweck der Firma betraf, hielt sie sich entschlossen zurück. Über die alltäglichen Arbeitsabläufe verlor sie kein Wort. Ein hochsensibler Geschäftszweig, verriet sie nur; alles beruht auf Diskretion, auf dem Vertrauen unserer Kunden. Sie werden verstehen, sagte Frau Seggle und schloss die Augen, als könnte sie damit auch meine Einblicke verhindern, meinen Blick auf das allzu deutliche Detail.

Wir wissen schon, was wir tun, sagte sie und nickte zur Bestätigung. Sie sollen uns nur sagen, *wie* wir es am besten tun.

Ich hörte die übliche Legende vom bodenständigen Familienunternehmen. Ich hörte das Märchen von Frau Seggles Großvater Konstantin, dem Firmengründer und Hobby-Archäologen, der nach dem Krieg mit einem einzigen hör-

geschädigten Mitarbeiter in einer umgebauten Scheune die ersten Kunden betreut hatte. Von dem großen Jahr 1954, als er mit zwei Schulfreunden die Firma ins Leben rief, aus Liebe zum Handwerk, ohne große Technologie, aber mit viel Herzblut. Vom Jahr 1980, als ihr Vater Theodor das Geschäft übernahm, ein unzufriedener Idealist, der lieber Schriftsteller geworden wäre.

Eine Ausbildung im Betrieb, sagte Frau Seggle, kam für mich nie infrage. Als Lehrling in der eigenen Familie, sagte sie, wirst du entweder ausgebeutet oder liegst den ganzen Tag auf der faulen Haut. Stattdessen habe sie eine Banklehre absolviert, dann BWL studiert. Überhaupt sei sie *eher zahlenaffin*.

Vor elf Jahren habe sie die Firma schließlich übernommen. In letzter Minute, sagte sie. Weil sich die Branche gewandelt habe, sei der blauäugige Führungsstil des Vaters nicht mehr zu retten gewesen. Aber die Verantwortung habe der Vater nur zögerlich abgegeben. Frau Seggle wurde Assistentin der Geschäftsleitung, vier Jahre später Geschäftsführerin, zwei Jahre darauf alleinige Inhaberin des Unternehmens. Und auf Anraten eines jungen Mitarbeiters habe sie die *Seggle GmbH* dann in *Human Solutions* umbenannt.

Man hat mir gesagt, ich müsse mit der Zeit gehen, sagte Frau Seggle. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob man da recht hatte.

Sie sah mich an, als müsste ich mich durch diese Banalität provoziert fühlen.

Aber jetzt wollen wir uns neu aufstellen, sagte sie dann und legte die Finger auf den Tisch wie auf eine Klaviertastatur.

Wollen Sie oder müssen Sie, fragte ich.

Touché, sagte sie und strahlte, als hätte sie nichts anderes erwartet.

Wie beiläufig erzählte Frau Seggle dann von dem *wichtigen Kunden*, der ihr *abgesprungen* sei. Ärgerlich, sagte sie. Keine Katastrophe, aber noch mal darf das nicht passieren.

Jetzt endlich bot sie mir einen Platz an. Vorsichtig, als könnte sie es sich gleich wieder anders überlegen, ließ ich mich auf den Stahlrohrsessel sinken. Vielleicht war ein Bewegungsmelder in diesen Sessel eingebaut, denn prompt kam eine Assistentin mit einem Tablett und stellte zwei Tassen Kaffee auf den Schreibtisch, ohne mich zu beachten. Sabine Seggle wiederum beachtete die Frau nicht, hob nicht einmal die Hände von der Tischplatte, um Platz für die Tassen zu schaffen. Offenbar hatte sie meine Irritation bemerkt, denn sie sah mich fragend an, als wäre mit mir etwas nicht in Ordnung.

Ich riss mich zusammen, zwang mich zum Lächeln und sah ihr in die blassblauen Augen. Was würden Sie an Ihrem Unternehmen ändern, fragte ich, wenn Sie zaubern könnten.

Frau Seggle überlegte. Ich hoffte jetzt doch, sie würde etwas von einer Kapitaldecke sagen, die zu strecken wäre, von einem Monopol für ihren Geschäftszweig, das sie ergattern wolle, von ihrem Management, das sich vielleicht gegen die Führungsetage von Microsoft austauschen ließe.

Stattdessen sagte sie: Ich möchte einfach nur in Ruhe meine Arbeit machen.

Wie abwesend fuhr sich Frau Seggle durch die langen, buchenholzblonden, geradezu kalifornisch gewellten Haare. Sie passten so gut zu dem blonden Kostüm, den blonden Pumps, dem blonden Schreibtisch, dass ich begann, mich wohlzufühlen in ihrem Büro. Ich war erleichtert, dass ich nicht nachbohren musste, dass ich meinem Grundsatz treu

bleiben konnte: dass der Kunde nun mal König war und dass ein König eben durch das Geheimnis regierte, das Geheimnis seiner Macht.

Darauf können wir uns einigen, sagte ich.

■ ■ ■

Am 23. August 1973 betritt der entflohene Häftling Jan-Erik Olsson mit einer großen braunen Perücke, einer Brille aus dem Spielzeugladen, einem Koffer und einer geladenen Maschinenpistole die Zentrale der Sveriges Kreditbank am Stockholmer Norrmalmstorg und gibt mehrere Schüsse in die Decke ab. Olsson stellt ein Transistorradio auf den Schaltertresen, dreht den Regler auf volle Lautstärke und ruft: »Jetzt geht die Party los.« (Lang 1974)

Nach einer Umfrage aus dem Jahr 2017 werden 73 Prozent der deutschen Angestellten während der Arbeitszeit regelmäßig mit Musik beschallt. 82 Prozent der Mitarbeiter schreiben den Klängen eine produktivitätssteigernde Wirkung zu. 72 Prozent sagen, dass ihnen Musik dabei hilft, motiviert zu bleiben. 40 Prozent fühlen sich kreativer, wenn sie sich musikalisch begleiten lassen. 34 Prozent geben an, die Musik erhalte die Konzentration aufrecht. Als besonders motivierend wurde der Song »Welcome to the Jungle« von Guns N' Roses empfunden, gefolgt von dem Toto-Hit »Africa« und »Wonderwall« von Oasis.

Olssons Satz »Jetzt geht die Party los« findet sein Echo im »Work hard, play hard« des individualisierten Kapitalismus. Das »Spiel« soll so »hart« sein wie die Arbeit, die es kompensieren soll, und verschmilzt so mit ihr. Es wird so allgegenwärtig wie die Tischtennisplatten und Flipperautomaten, die Billard- und Kickertische der Start-up-Kultur, die dem Angestellten seine ständige Verfügbar-

keit, seine Überstunden und Unterbezahlung als Teil eines Party-Kontinuums schmackhaft machen sollen. Die Verschmelzung in der Härte macht Spiel und Arbeit so ununterscheidbar wie Schmerz und Lust in der sadomasochistischen Interaktion.

Wie beim Überfall auf die Stockholmer Kreditbank behauptet auch im Einzelhandel Musik die Unentrinnbarkeit und Unhinterfragbarkeit eines usurpatorischen Regimes. Der mentale Raum, in dem das Individuum vom Markt unabhängige Gedanken fassen könnte, wird durch Töne ausgefüllt. »Programmed music can be said to territorialize the Mall« (Sterne 2003): Musik teilt den öffentlichen Raum in ein freundliches Innen und ein feindliches Außen. Weil böse Menschen keine Lieder haben, ist dort, wo keine Musik herrscht, das Reich des Bösen. Das vermeintlich Gute wird vom Subjekt durch längere Verweildauer und verstärkte Konsumaktivität honoriert und macht so den Konsum selbst zur guten Tat.

Auch der Bankräuber Olsson orchestriert und legitimiert seine Geiselnahme konsequent mit Musik. Bei jeder Gelegenheit bringt er das Kofferradio zum Einsatz. Oft tanzt Olsson zu den Klängen aus dem Gerät. Manchmal singt er auch selbst. Besonders gern intoniert er Roberta Flacks »Killing Me Softly with His Song«. (Lang 1974)

Die Musik, die an jenen Tagen im August 1973 durch die Schalterhalle der Sveriges Kreditbank dröhnt, macht aus dem Überfall eine Aufforderung zum Tanz. Die Unterwerfung wird zur Geselligkeit, die Entmündigung eine Lizenz zum Amusement. Die Musik bildet das Hintergrundgeräusch für eine psychosoziale Transformation, die einst unter dem Namen »Stockholm-Syndrom« in die Kriminalgeschichte eingehen wird.

■ ■ ■

Die Hütte stand in einer grasbewachsenen Senke knapp hinter der Baumgrenze. Vor der Tür, in die ein großes Herz eingraviert war, schlug ein kleiner, aber sehniger Mann mit einer Axt auf Holzscheite ein. Die Axt wirkte zu schwer für ihn, und nach jedem Schlag ließ er sie kraftlos auspendeln. Ich bin Katrin Perger, sagte ich und streckte meine Hand aus. Mit wem habe ich das Vergnügen.

Gursky, antwortete der Mann, warf die Axt zu Boden, und sein Gesicht zeigte ein unangenehm kleinliches Strahlen. Ich komm von *Reinboth Professionals*. Erleichtert hielt er uns die Hüttentür auf. Nach Ihnen, sagte Herr Klein, und gleich noch einmal: Nach Ihnen. Dann rieb er sich, bevor er das Innere betrat, auf der Matte die kaum beschmutzten Sohlen seiner Budapester ab und nieste.

Ich sah ihn an, und mir wurde klar, dass wir gemeinsam einen neuen Lebensabschnitt beschritten. Jetzt war ich froh, dass ich ihn besser kennengelernt hatte in den vergangenen Wochen. Ich hatte mich an seinen Seitenscheitel gewöhnt und an seine Haut, beide gleichermaßen qualitätsvoll gebräunt, und an seine fliederfarbenen Pullis, die Ärmel in sorgfältiger Lässigkeit um den Hals geschlungen, eine beiläufige, aber zuverlässige Umarmung. Und ich hatte mich an seine Marotte gewöhnt, wichtige Sätze zu wiederholen.

Jetzt standen wir in einem karg möblierten Raum. Rechts, in einer Art Herrgottswinkel, gruppierten sich Eckbank, Tisch und zwei rustikal gemeinte, aber blendend polierte Stühle unter einem Kruzifix. An der Decke hing eine Petroleumlampe, und für einen Moment war ich so sentimental, es schön und authentisch zu finden, dass es keinen Strom in der Hütte gab.

Übertrieben leise schloss der *Reinboth*-Mann die stahlver-

stärkte Eingangstür. Er griff in ein Regal, händigte Herrn Klein und mir die Masken aus und zog sich selbst wieder vor die Hütte zu seinem Holz zurück.

Es waren Schweißermasken aus elfenbeinfarbenem Leder, mit runden, schwarz getönten Augengläsern, über das Kinn bartartig verlängert. Meine Maske roch streng nach Tier. Ich setzte sie auf und kam mir fast nützlich vor, Gesellin eines ehrbaren Handwerks. Ich sah Herrn Klein an und musste feststellen, dass er mit seiner Maske wie ein Henker aussah. Ich konnte mir vorstellen, wie ich selbst mit meiner Maske wirkte, doch was ich mir nicht vorstellen konnte, war, von einer wie mir wirklich erschreckt zu sein.

Herrn Kleins Käferaugen starrten in meine, die sich von seinen in nichts unterschieden. Nur sein Rasierwasser, beißend und didaktisch, verriet noch die Persönlichkeit, die unter der Maske lag und die sich von meiner unterschied.

Dann wollen wir mal, sagte Herr Klein. Wir wollen mal. Ich sah die Muskeln, die sein Blauhemd spannten und für die er dreimal wöchentlich die 35 Kilometer von Biesenbronn ins Stuttgarter *Gentleman's Gym* auf sich nahm, und folgte ihm ins Durchgangszimmer. Ich sah die Stockbetten für die Leihkräfte und am Ende des Raums eine Tür, die verschlossen war. Feierlich trat Herr Klein noch einen Schritt vor und schob mit penetranter Lautlosigkeit den Schlüssel ins Schloss.

Trotz meiner Maske schlug mir der Geruch ins Gesicht wie eine Ohrfeige. Es musste Sendmühls Parfum sein, das ganze maskuline Programm aus Tabak, Leder und Schrot. Jetzt, über Stunden komprimiert auf sechs Quadratmetern, explodierte es geradezu und drängte sogar Herrn Kleins angriffslustiges Rasierwasser aus dem Feld.

Frido von Sendmühl hockte auf seiner Pritsche und starrte mich finster an. Sein graues Gesicht, das seine Bartstoppeln noch grauer machten, sah aus, als hätte er keine Minute geschlafen. Er trug eins der rebellischen T-Shirts, die ich von den Fotos kannte, ich las den Aufdruck *Limbic Front*. Der metallicgraue Anzug war zerknittert, aber fast unversehrt. Nur die schlammbedeckten Hosenbeine, die verkrusteten Lackschuhe und das zerrissene linke Revers deuteten auf Missverständnisse mit den Servicekräften hin.

Herr Klein hielt es nicht für nötig, mich vorzustellen. Er nickte und verließ ohne ein Wort den Raum. Kurz darauf hörte ich von draußen auch wieder Gurskys quälend schleppe Axtschläge. Ich war mit Frido von Sendmühl sehr allein. Schweigend starrten wir uns an.

Das Schweigen war immer das Schlimmste. Aber ich hatte gelernt, es auszuhalten. Es führte kein Weg am Schweigen vorbei, ohne das Schweigen ließ sich nicht arbeiten. Ohne das Schweigen ließ niemand die Maske fallen. Im Schweigen wurde der Klient reif für den Prozess, für die Lösung.

Frau Seggle hatte mir nicht viel erzählt. Aber es war genug, um mich neugierig zu machen. Es brauchte nicht viel, um mich neugierig zu machen, und es reichte, dass sie Sendmühls Sammlung erwähnt hatte, die hochkarätigen Tildens, Bonobovskys und Martials. Sie hatte die adlige Kindheit auf der westfälischen Wasserburg erwähnt, die Schulzeit in der *International School Wittlaer* und dem Internat in den schwellenden Jurahügeln über Neuchâtel. Sie hatte von seiner Stiftung erzählt, dem *Sendmühl Endowment for the Arts*, von der Sendmühl-Akademie, der Sendmühl-

Malschule für Kinder und Jugendliche, dem Sendmühl-Kunstpreis, den Stipendien für Jungkünstler und Jungkünstlerinnen im deutschsprachigen Raum. Sie hatte von den jährlichen Treffen auf Burg Stuckrath berichtet, mit *Out-of-the-Box*-Denkern und Künstlern, mit Größen aus Wirtschaft und Politik. Sogar seine Geburt im Jahr 1971 klang aus ihrem Mund wie ein Verdienst.

Sie hatte von Sendmühls Familie erzählt, von seinem Vater Gero, dem legendären Kunsthändler, von seiner französischen Mutter Mathilde, zwölf Jahre lang Erste Liebhaberin an den Tübinger Kammerspielen, bis zu ihrem Tod Schirmherrin und Ehrenvorsitzende des *Sendmühl Endowment for the Arts*. Und von seinen Geschwistern, dem Kunsthistoriker Philipp, der Bauunternehmerin Sophie-Marie und dem Halbbruder Moritz, der mit 24 in irgendeinem Surferparadies verschollen war.

Auch ich hatte seitdem meine Hausaufgaben gemacht. Ich hatte Zeitungsberichte durchkämmt, Homestorys, Interviews. Ich hatte Videos von öffentlichen Auftritten gesehen, Art Basel, Art Miami, FIAC Paris. Ich hatte die Fotos gesehen; Sendmühls schwere, lebensmüde Lider, die festen, freundlichen Bäckchen, die hängende Unterlippe, den Hund (Bildunterschrift: *Auch Airedale-Terrier Toby genießt das Familienleben*). Sendmühl mit seiner Ehefrau Geneviève, ihre röhrenförmig um das Gesicht gefönten Haarwellen, ihr fanatisches Kinn, ihre pyramidalen Augenbrauen. Sendmühl beim Tango mit Ricarda Born-Blitzenstein beim Benefizball für *Terre des Chiens*. Sendmühl am Steuer des karmesinroten Jaguars, wie gestrandet vor dem sommerlich gesträubten Weizenfeld, am Heck in asphaltlangem, passend rotem Kleid Geneviève, die so tat, als stünde sie zu ihrem Mann und schöbe das Gefährt auf die Bahn zurück.